Der „Knall bleibt aus“ - und dann?

Wie das Narrativ der 3. Trierer Missbrauchsstudie von der „bischöflichen Lernkurve“ Eingang in ein katholisches Medium findet…

Ein Kommentar von Helmut A. Höfl

Der Beitrag von katholisch.de zur Trierer Missbrauchsstudie reiht sich unübersehbar in das kirchliche Narrativ einer „Lernkurve“ ein – einer **Fortschrittserzählung**, die institutionelles Versagen rückblickend als Prozess mühsamer Einsicht und moralischer Reifung deutet. Schon die Überschrift legt diesen Deutungsrahmen fest: „Der Knall bleibt aus“ – keine neuen Skandale, dafür das Bild einer Kirche, die „mühsam lernt, mit Missbrauch umzugehen und Vertuschung hinter sich zu lassen“. Damit *verschiebt der Text die semantische Achse von Schuld und Verantwortung hin zu Entwicklung und Bewältigung*. Missbrauch erscheint nicht länger als systemisches Unrecht, sondern als **vergangene Fehlform**, die in einem institutionellen Lernprozess überwunden wurde.

Die gesamte Darstellung folgt einer dramaturgischen Logik, die zwei „Zäsuren“ markiert: 2002, als die Deutsche Bischofskonferenz erstmals Leitlinien zum Umgang mit Missbrauch veröffentlichte, und 2010, als die Enthüllungen am Berliner Canisiuskolleg zu einer öffentlichen Zäsur führten. Diese Periodisierung ist nicht nur beschreibend, sondern rahmt das Geschehen als Entwicklungsroman: von der Unkenntnis zur Einsicht, von der Vertuschung zur Prävention. Das kirchliche Handeln wird dadurch nicht als moralisches Versagen, sondern als unvollkommener Anfang beschrieben. Auch die Sprache trägt diesen Duktus: Man habe „gelernt“, „Zuständigkeiten entwickelt“ oder „die Sensibilität gesteigert“. Das **Versagen** der Vergangenheit wird als notwendige **Vorstufe der späteren Bewusstseinsbildung** dargestellt – ein rhetorischer Kunstgriff, der Verantwortung entlastet, indem er sie in Reifung übersetzt.

Charakteristisch ist auch die Übernahme einer technokratischen Perspektive. Der Beitrag verweist auf die „**fünf Pflichtenkreise**“ des Kölner Gercke-Gutachtens, anhand derer das Verhalten der Bistumsleitungen bewertet wird. Diese Struktur *ersetzt moralische Kategorien* durch eine jurifizierte Verwaltungslogik: Aufklärung, Anzeige, Sanktionierung, Prävention, Fürsorge.

Das Problem des Machtmissbrauchs wird so zu einer Frage der Prozessqualität. Innerkirchliche Pflichten werden zum Maßstab, nicht die elementare Pflicht zum Schutz der Schwachen. Die Frage nach moralischer Schuld oder persönlicher Verantwortung tritt hinter die Prüfung der Compliance zurück.

Besonders deutlich zeigt sich der Fortschrittsnarrativ in der quantitativen Darstellung der Ergebnisse. Wiederholt werden Zahlen präsentiert, die den Eindruck einer **erfolgreichen Lernbewegung** erwecken: Seit 2002, so der Bericht, sei kein neuer Intensivtäter bekannt geworden; das „Risiko“, Opfer sexueller Gewalt zu werden, habe sich „seit den 1970er Jahren halbiert“. Solche Statistiken schaffen den Anschein messbarer Verbesserung, verlagern aber die Aufmerksamkeit vom Leid der Betroffenen auf die Leistungsbilanz der Institution. Die Reduktion von Tätern und Taten wird als Erfolg gewertet, ohne dass die strukturellen Ursachen – Klerikalismus, Machtasymmetrie, Schweigekultur – tatsächlich in den Blick geraten.

Auch die Passagen zur „Hilflosigkeit“ der Bischöfe im Umgang mit beschuldigten Priestern tragen zur Entlastungssemantik bei. Der Text spricht von „Dilemmata“ und „begrenzten Sanktionsmöglichkeiten“ und erzeugt damit Empathie mit den Verantwortungsträgern. Dass das kirchliche Rechtssystem selbst die Bedingungen dieser Ohnmacht geschaffen hat, bleibt unerwähnt. Wo die Studie von „Kurskorrekturen“ und „Verinnerlichungsprozessen“ spricht, übernimmt der Artikel diese Sprache nahezu wörtlich. Das Bild des **Lernens ersetzt das Eingeständnis moralischer Schuld**.

Bemerkenswert ist zudem der Umgang mit dem äußeren Druck, der diese „Lernfortschritte“ überhaupt erst erzwang. Zwar wird anerkannt, dass sowohl 2002 als auch 2010 externe Enthüllungen – die „Boston Globe“-Recherchen und die Aufdeckung am Canisiuskolleg – den innerkirchlichen Wandel auslösten. Doch auch dieser Druck wird in den Fortschritt integriert: Der Zwang von außen erscheint als Katalysator innerer Reifung. So verwandelt sich Fremdverantwortung in Eigenverdienst.

Schließlich bleibt die **Perspektive der Betroffenen im Text randständig**. Ihre Einschätzungen werden als subjektiv divergierend dargestellt: Für manche seien die Gesten der Bischöfe „unangemessen“, andere hätten sich „ausdrücklich bedankt“. Damit wird der moralische Befund relativiert – als ginge es um Wahrnehmungsunterschiede, nicht um strukturelles Unrecht. Die Institution wird so zum Subjekt des Lernens, die Betroffenen zu Zeugen dieses Lernens.

Insgesamt folgt der Beitrag von katholisch.de derselben semantischen Linie, die auch in der Trierer Studie selbst angelegt ist: einer **institutionellen Läuterungserzählung**. Die Kirche erscheint darin als lernfähiges, reifendes System, das auf äußeren Druck reagiert, Einsicht gewinnt und sich schließlich selbst reformiert.

Was in dieser Erzählung verloren geht, ist das Bewusstsein, dass die Erkenntnis von Unrecht keiner Zäsuren bedurfte – dass es nie schwer war zu wissen, was Missbrauch ist und was moralisch geboten gewesen wäre. Die Transformation von Schuld in Lernen, von Verantwortung in Entwicklung, verwandelt moralisches Versagen in Fortschrittserfahrung. Die Kirche erzählt ihre Geschichte nicht als Geschichte *des* Unrechts, sondern als Geschichte *des Lernens aus* Unrecht.

So lange **Missbrauch als Lernprozess der Verantwortlichen** erzählt wird, bleibt er ungesühnt. Wo konkrete Schuld in eine „Lernkurve“ übersetzt wird, verliert das, was Betroffenen befrieden könnte, an Wirkung: der in einer echten Reue erkennbare Schmerz, den die Bischöfe so zeigen, dass sich in den Opfern die Sicherheit einstellt: „Unser Leid wurde wirklich gesehen.“

Eine Kirche, die sich selbst zum Subjekt der Läuterung macht, vertuscht nicht mehr die Taten – sie vertuscht ihr eigenes Gewissen.

Altötting, 01.11.2025